

*Marijan Bobinac (Universität Zagreb)*

## **„Lieber blieb ich in der Kulisse“: Zu Hans Magnus Enzensbergers Erinnerungsbuch *Tumult* (2014)**

**H**ans Magnus Enzensberger hat lange gezögert, das Gefilde des Autobiographischen oder Memoirischen zu betreten: „[...] mein Interesse an einer Autobiographie [lässt] zu wünschen übrig. Ich will mir gar nicht alles merken, was mich betrifft. Mit Widerwillen blättere ich in den Memoiren meiner Zeitgenossen. [...] Man braucht weder ein Kriminologe noch ein Erkenntnistheoretiker zu sein, um zu wissen, daß auf Zeugenaussagen in eigener Sache kein Verlaß ist.“<sup>1</sup> Als er sich 2014 doch entschied, seine Erinnerungen an die turbulenten 1960er Jahre unter dem Titel *Der Tumult* zu veröffentlichen, fand er es offenbar unerlässlich, seine grundlegende Skepsis hinsichtlich der Erinnerungsliteratur in den zitierten Sätzen noch einmal herauszustreichen. Dieses Buchprojekt, mit dem er seine „methodischen Skrupel“ (106) beiseite ließ, habe – so Enzensberger – eher mit einem zufälligen Fund im Keller seiner Münchner Wohnung zu tun, bei dem er „auf vergessene Briefe, Notizbücher, Photos, Zeitungsausschnitte, liegengelassene Manuskripte“ stieß. Aus „diesem Durcheinander“, in dem „nichts [...] hinterher, aus großem zeitlichem Abstand, erfunden worden wäre“ (106), hat Enzensberger sein Erinnerungsbuch zusammengesetzt, welches – wie bereits das Drama *Das Verhör von Habana* (1971) und der Roman *Der kurze Sommer der Anarchie* (1974), seine beiden, nach einem eigentümlichen dokumentarischen Verfahren verfassten Werke aus den 1970er Jahren – aus Segmenten der unterschiedlichsten Art besteht und durch ein zentrales Thema zu einem Ganzen verbunden wird. Zur Verknüpfung der drei längeren, sich voneinander stark unterscheidenden Teilstücke mit den Erinnerungen an die 1960er Jahre, die die Struktur des

---

1 Enzensberger, Hans Magnus (2014): *Tumult*. Berlin: Suhrkamp, S. 105 (im Weiteren kurz zitiert mit Seitenangabe in Klammern).

*Tumults* prägen, werden vom Autor mehrere kürzere Texte eingesetzt, die entweder methodologische Überlegungen zur Struktur des Buchs (*Prämisse*) oder aber epilogartige Ergänzungen (*Postscripta 2014*) enthalten.

Überraschend kann es erscheinen, dass im ersten Drittel des Erinnerungsbuchs fast ausschließlich die vorgefundenen Aufzeichnungen über Enzensbergers Russlandreisen in den Jahren 1963 und 1966 präsentiert werden: Aus der Perspektive des damals schon international wahrgenommenen Autors wird allerdings nicht nur die triste Wirklichkeit des sowjetischen Realsozialismus in all dessen Facetten geschildert; als das wesentliche Erlebnis dieser – und noch einiger weiterer – Reisen in das ‚erste Land des Sozialismus‘ rückt immer mehr die leidenschaftliche Beziehung Enzensbergers zu einer jungen Russin in den Vordergrund. Erst auf der Folie dieses „vehementen russischen Roman[s]“ (55) erhält das Erinnerungsbuch seine scharfen Konturen, indem der private, vor allem emotional geprägte Tumult des damals beinahe vierzigjährigen Autors mit den politischen und gesellschaftlichen Tumulten der Zeit in Verbindung gebracht wird. Seine Russland-Notizen hat Enzensberger, wie er in den *Prämisse*n anführt, in vielerlei Hinsicht ergänzt, einiges auch getilgt und verbessert.

Das zweite Segment des Erinnerungsbuchs umfasst einen dialogisch konzipierten Rechenschaftsbericht über Enzensbergers Treiben in „tausend Tagen“ (110) am Ende der 1960er Jahre. Die Fremdheit des „Mensch[en], den [er] in den Papieren“ antraf, veranlasste ihn dazu, mit diesem „Doppelgänger“, der ihm wie „ein jüngerer Bruder vorkam“, eine Art „Dialog“ zu führen und dabei vor allem „seine Antworten auf die Frage: Mein Lieber, was hast du dir bei alledem gedacht?“ (107) zu verlangen. In der diskursiv-selbstironischen, an Diderot<sup>2</sup> geschulten Dialogform der *Erinnerungen an einen Tumult (1967–1970)*, wie dieser, quantitativ umfangreichste Buchabschnitt heißt, werden – neben dem Einblick in die Fortsetzung des ‚russischen Romans‘ – vor allem die Einstellungen des Autors zu den markanten Ereignissen und Tendenzen der 1960er Jahre erörtert, wobei Fragen aus der Perspektive des ‚alten‘, die Antworten wiederum aus der Perspektive des ‚jungen‘ Enzensberger, vor allem anhand der gefundenen Unterlagen

---

2 Diderots Spuren lassen sich in verschiedenen Werken Enzensbergers festhalten, und namentlich in *Der Menschenfreund* (1988), *Diderot und das dunkle Ei. Ein Interview* (1990) und *Voltaire's Neffe. Eine Fälschung in Diderots Manier* (1996).

formuliert werden. Im Vordergrund stehen dabei die Ereignisse in West-Berlin, einem der wichtigsten Zentren der 68er-Bewegung und dem damaligen Wohnort Enzensbergers, Ereignisse, bei denen er, wie er mehrmals herausstreicht, meistens „nicht dabei“ war, da er sich nämlich „wieder einmal woanders“ (100) aufhielt.

Im wesentlich kürzeren dritten Buchteil werden unter dem Titel *Danach* (1970ff.) zahlreiche, geistreich formulierte Skizzen über die frühe ‚post-tumultuarische‘ Periode, d. h. über die frühen 1970er Jahre geboten, wobei Enzensbergers Erinnerungen an diese „Zeit der Normalisierung“ (243) – zumeist anhand seiner Begegnungen mit vielen bekannten und unbekanntem Zeitgenossen gezeichnet – unzweifelhaft als Kontrast zu den Turbulenzen des vorausgegangenen Dezenniums erscheinen.

Es liegt auf der Hand, dass die komplexe Struktur des Erinnerungsbuches, die der Autor treffend als „Flickwerk“ (106) bezeichnet, ohne einen roten Faden ästhetisch kaum genießbar wäre. Vergleichbare Verfahren hat Enzensberger, wie einführend erwähnt, bereits in seinen dokumentarisch fundierten fiktionalen Werken aus den 1970er Jahren entworfen, welche sich, aus disparaten Textarten zusammengestellt, auf einem zentralen, in all seinen Widersprüchen dargestellten thematischen Schwerpunkt aufbauen. Wie das Drama *Das Verhör von Habana* die Frühphase der kubanischen Revolution zum Gegenstand hat und wie im Roman *Der kurze Sommer der Anarchie* die Biographie des spanischen Anarchisten Buenaventura Durruti vor dem Hintergrund des Spanischen Bürgerkriegs aufgerollt wird, so wird das Gerüst des *Tumults* von Enzensbergers Erinnerungen an die 1960er Jahre zusammengehalten.

Dass *Der Tumult* mit Enzensbergers Erinnerungen an seine russischen Aufenthalte und nicht – wie vielleicht zu erwarten wäre – mit einer Rekonstruktion der Prozesse, die zur politischen, sozialen und kulturellen Modernisierung der Bundesrepublik in den 1960er Jahren geführt haben, einsetzt, hängt sicherlich nicht nur mit der genannten *Amour fou* zusammen. Die entstehende Außerparlamentarische Opposition, die der 68er-Bewegung in vielerlei Hinsicht das politische Profil gab, war bekanntlich dominant von verschiedenen marxistischen Strömungen geprägt, welche sich wiederum nicht nur vom grundsätzlich emanzipativen Gedankengut der Neuen Linken inspirieren ließen, sondern genauso unter doktrinären

ideologischen Einflüssen aus dem kommunistischen Osten standen. Daher haben die Einblicke in die russisch-sowjetischen Zustände, die Enzensberger als Teilnehmer zweier, offensichtlich propagandistisch konzipierter Schriftstellerkonferenzen in Leningrad 1963 und Baku 1966, im Anschluss daran auch an ausgedehnten Reisen durch das sozialistische Weltimperium gewinnt, sicherlich dazu beigetragen, dass er sich gegenüber den dogmatischen Tendenzen innerhalb der 68er-Bewegung und namentlich in deren Nachspiel als resistent erwiesen hatte.

Gleichgültig, ob es sich um seine Betrachtungen über die politischen und intellektuellen Spitzen der sowjetischen Gesellschaft oder über das Leben der ‚kleinen Leute‘ im sozialistischen Alltag handelt, gelingt es Enzensberger, ein überzeugendes Bild der nach-Stalin’schen Sowjetunion zu gestalten. Immer wieder tritt dabei der grundsätzliche Widerspruch des Riesenreiches zutage, der Widerspruch zwischen dem proklamierten Willen nach Öffnung und Modernisierung auf der einen und dem autoritären Wesen des Regimes, das jegliche Veränderungen unmöglich macht, auf der anderen Seite. Dieser Tatbestand geht wohl am deutlichsten aus dem Porträt des Staats- und Parteichefs Chruschtschow hervor, der einen engeren Kreis der Leningrader Konferenzteilnehmer, unter anderen auch Enzensberger, 1963 in seiner Sommerresidenz am Schwarzen Meer empfangen hat.

Als die treffendste Charakteristik eines der damals mächtigsten Weltpolitiker, der allerdings schon ein Jahr danach von seinem Posten abgesetzt werden wird, fällt dem Autor vor allem dessen ausgesprochene Schlichtheit auf. Der europäischen Schriftstellerprominenz – mit von der Partie waren nämlich auch Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Nathalie Sarraute, Giuseppe Ungaretti und viele andere – präsentiert sich ein Potentat, der eher einem schlaun Bauern als einem überlegenen Weltmann ähnelt: So komme der Nachfolger Stalins – wie Enzensberger erstaunt feststellt – „fast ohne Leibwächter“ aus, er habe Gesten, die „etwas Unbeholfenes“ suggerieren, die Riesenvilla wiederum, in der er die Konferenzteilnehmer empfängt, habe eine bescheidene Innenarchitektur und sei von Gegenständen gefüllt, die aus dem Rahmen fallen: ohne Zweifel – leuchtet dem Besucher ein – Chruschtschow fehlt offenbar der „Instinkt für den Reichtum“ (21).

Nach kurzen Begrüßungsworten durch die Delegationsteilnehmer, wobei sich auch Sartre, „ganz im Gegensatz zu seiner Haltung in

Frankreich, wo er der Macht gegenüber gerne gefahrlose Mutproben ablegt“ (22), „lammfromm“ gezeigt habe, ergreift der Gastgeber das Wort. Chruschtschow, der „zunächst unsicher“ gewirkt habe, beginnt eine Rede, die ganze „fünfzig Minuten“ dauern wird, eine Rede, „die jeden logischen, diskursiven Zusammenhang vermissen lässt“. Keineswegs verweise sie aber auf eine „bodenlose Naivität“ (23) des Redners, im Gegenteil, so Enzensberger, was an den Worten Chruschtschows „zu denken gibt, sind sein *common sense* und seine Schlaueheit, seine Courage und seine Witterung für das Mögliche“ (24). Gerade darin, dass er vom „Größen- und Verfolgungswahn seiner Vorgänger“ frei sei, dass er den „Personenkult“ demontiere, lässt sich „seine[...] größte[...] politische[...] Leistung“ sehen, von der er selbst – so Enzensberger – nichts zu ahnen scheine: „Sie liegt in der Entzauberung der Macht. [...] Am Tisch dieses Menschen mag man gähnen, aber man fühlt sich nicht bedroht.“ (32)

Viel dramatischer ging es aber in der Liebe zu Maria Aleksandrowna Makarowa, genannt Mascha, einer jungen Moskauer Übersetzerin zu, die Enzensberger bei seinem zweiten Konferenzbesuch in der Sowjetunion, beim internationalen „Friedenskongress“ in Baku 1966 kennenlernt. Inzwischen wurde er auch von seinen russischen Bekannten, vor allem von seinem Übersetzer – zugleich einem Dissidenten – Konstantin Bogatyryjow, in die Funktionsweise des sowjetischen Kulturbetriebs eingeweiht. Klar wird ihm auch, weshalb er bei seinen Besuchen mit so viel Aufmerksamkeit behandelt wird. Er erfährt nämlich, dass sowjetische Behörden von vielen namhaften ausländischen Schriftstellern, so offenbar auch von ihm, Dossiers führen und dabei, von jeweiligen Spezialisten beraten, die Autoren in mehrere, eher als fluid zu bezeichnende Kategorien einstufen: So gibt es „neben den ‚antisowjetischen‘ und ‚reaktionären‘ [...] auch die ‚fortschrittlichen bürgerlichen Schriftsteller‘“, denen offensichtlich auch Enzensberger selbst zugeordnet wurde, eine Kategorie, die „weit besser als die ausländischen Genossen“ (40) behandelt wird und von der man womöglich nur eine „publizistische Unterstützung“ (25) für einzelne politische Initiativen der Sowjetunion erwarte. So wird Enzensberger nicht nur mit Honoraren überhäuft, sondern auch mit eigenem Reiseführer und Übersetzer auf eine Tour durch das kommunistische Reich bis in den fernen Osten und nach Zentralasien geschickt. Ein solcher Zugang zur Literatur macht ihn

stutzig, daraus spreche – vermutet er – „ein Glaube an die politische Relevanz der Literatur, der [ihm] reichlich übertrieben vorkommt“ (41).

Wie komplex sich die Lebenswege von Angehörigen der russischen Intelligenzija gestalten können, wird Enzensberger insbesondere im Fall der Familie seiner russischen Geliebten sichtbar. Maschas Mutter Margarita Aliger, die zum „Friedenskongress“ nach Baku ihre dreiundzwanzigjährige Tochter mitnimmt, erlebt er als „jüdische[...] Dichterin um die Fünfzig, die ebensoviel Würde wie Menschenkenntnis und Humor“ habe und auf „die Reden im Kongreßsaal [...] nur mit einem resignierten Augenaufschlag“ (50) reagiere. Er erfährt aber auch, dass sie „ein abenteuerliches und schweres Leben“ (51) geführt habe, dass sie als Autorin vor allem für ein patriotisches Poem mit einer zwölfjährigen Partisanin als Heldin berühmt sei; er erfährt außerdem, dass sie schon mehrere Beziehungen zu bekannten Männern hatte und auch zu diesem Zeitpunkt einen politisch mächtigen Liebhaber hat. Mascha, das wird Enzensberger ebenso zugeflüstert, stamme aus der kurzzeitigen Beziehung Aligers zum Dichter Alexander Fadejew, einem „rabiaten Stalinisten, der jahrzehntelang das literarische Leben in der Sowjetunion kontrolliert“, sich aber „nach der berühmten Rede Chruschtschows [...] erschossen“ (53) habe.

Dass sich Fadejew um seine Tochter nicht gekümmert habe, erfährt Enzensberger am Rande des Bakuer Kongresses. Man lässt ihn außerdem wissen, dass „die schöne Mascha [...] unglücklich verheiratet“ (53) sei. Vom „Kongreßzirkus“ (54) angeödet, lädt er sie zu einem Spaziergang durch die Stadt ein, dem dann – so Enzensberger – ein „*tête à tête* im Gras“ folgt und „ein *amour fou*“ anfängt, „der das Zeug hat, sich zu einem vehementen russischen Roman zu entwickeln“ (55). Die bürokratischen Hürden überwindend, wird das ungleiche Paar 1967 in Moskau heiraten, nachdem sich Mascha von ihrem russischen Mann, Enzensberger wiederum von seiner norwegischen Frau scheiden ließen. Für Enzensberger, der sich bis dahin – wenn er nicht auf einer seiner Reisen rund um die Welt war – vor allem in Norwegen aufhielt, hat diese Entscheidung die Verlegung seines Wohnsitzes von Norwegen nach West-Berlin zur Folge, wo er bereits ein Haus besaß und nun, wie sich zeigen wird, ins Zentrum einer politischen und kulturellen Umbruchszeit gerät.

Die Zeitschrift *Kursbuch*, die er „zu alldem“ (98) 1965 (in Zusammenarbeit mit Karl-Markus Michel) gegründet hat, bringt Mitte 1967 ein Dossier über den Kronstädter Matrosenaufstand 1921. Die Folge, die Enzensberger davor gar nicht erwogen hatte, war der „sofortige Verlust [s]eines Status als ‚fortschrittlicher bürgerlicher Schriftsteller‘“ in der Sowjetunion, wo der verzweifelte Widerstandversuch der Kronstädter Matrosen gegen die entstehende bolschewistische Diktatur immer noch ein Tabuthema war. Dass dies für ihn nicht die Einstufung in die ‚antisowjetischen Kräfte‘ mit sich brachte, gehe – wie Enzensberger vermutet – daraus hervor, dass ihm Visa für weitere Einreisen in die Sowjetunion problemlos ausgestellt wurden.

Vorerst pendelte er allerdings „hektisch zwischen Berlin, Norwegen und Moskau“ (112) hin und her. Seiner russischen Geliebten, die sich entschlossen und unbeirrbar zeigte, „einem Mann, den sie erst seit einigen Monaten kannte, in ein Land zu folgen, von dem sie kaum etwas wußte und dessen Sprache ihr fremd war“, konnte er „nicht widerstehen“ (110): „Die Unbedingtheit, mit der sie ihre Ziele verfolgte, bezauberte und erschreckte mich“ (111), fasst Enzensberger seine damaligen Eindrücke zusammen und fügt hinzu: „Berauscht von Maschas Entschlossenheit, beruhigt durch Schuldgefühle wegen [s]einer norwegischen Familie, und abgelenkt durch den politischen Strudel, in den [er] geraten war, nahm [er] Maschas Stimmungsschwankungen nicht ernst“ (113), vor allem übersah er ihre Abhängigkeit von Psychopharmaka.

Seine Verblendung, so Enzensberger, habe ihn daran gehindert, Maschas Lage richtig einzuschätzen: In ihrem Falle ging es, wie er erst später erkannte, um bipolare Störungen, d. h. um einen pathologischen Hang zu extremen Gegensätzen. Dass sich Maschas Vorstellungen von einem gemeinsamen Leben im Westen mit der tatsächlichen Realität nicht vereinbaren ließen, konnte Enzensberger schon am Tag ihrer Ankunft in Berlin im Juni 1967 erkennen, einem Tag, der „zu einer Katastrophe“ wurde, von der sich die beiden „lange nicht erholt haben“; seine Arbeit, seine Freundschaften und Gewohnheiten schienen „sie zu überraschen und zu verwirren“, alles „kam ihr fremd und feindselig vor“ (121); bereits am dritten Tag verließ sie Berlin, aber die Beziehung war noch lange nicht am Ende. Sie setzte sich zunächst in Moskau fort, wohin sich Enzensberger nun wieder



öfters begab, daraufhin auch in London, wo er eine Wohnung für Mascha erwarb. Enzensbergers ‚russischer Roman‘ endete am Anfang der 1970er Jahre; zwei Jahrzehnte später, im Herbst 1991, nahm sich Mascha, dem Beispiel ihres Vaters folgend, in London das Leben.

Vor dem Hintergrund dieses ‚subjektiven‘ Tumults spitzt sich um das Jahr 1968 auch der ‚objektive‘ Tumult zu: „*Ich begreife nicht ganz*“, stellt der alte Enzensberger im Zwiegespräch mit seinem viel jüngeren Doppelgänger fest, „*wie in tausend Tagen so viel passieren konnte*.“ (110) Ähnlich formulierten Aussagen begegnet man an mehreren Stellen des Erinnerungsbuches: „Ich habe das meiste vergessen und das Wichtigste nicht verstanden“ (109), antwortet der jüngere auf die Frage des älteren Dialogpartners danach, was er damals eigentlich getrieben habe; denn, „wie in der Schule, wie an der Universität und wie im Büro“ habe er auch dabei „allzu oft gefehlt“ und die „Straßenschlachten“ zum Beispiel „verpaßt oder verschlafen“ (126).

Dass es sich bei solchen Äußerungen Enzensbergers, die auf dessen angeblich nebensächliche, ja fast zufällige Rolle innerhalb der 68er-Bewegung hinweisen, um Untertreibungen, wohl auch um Mystifikationen handelt, geht nicht nur aus einschlägigen Werken zur neuesten deutschen Kultur- und Literaturgeschichte hervor, die den Autor des *Tumults* ausnahmslos zu den führenden Figuren der hoch politisierten Kultur- und Literaturszene der 1960er Jahre zählen und dabei insbesondere seine Überlegungen zum vermeintlichen ‚Tod der Literatur‘ sowie die daraus hervorgegangenen Debatten herausstreichen.<sup>3</sup> Dass Enzensberger nämlich eine prominente Stellung innerhalb des zeitgenössischen Kulturbetriebs hatte und sich darüber hinaus – direkt oder indirekt – an verschiedenen Aktivitäten der deutschen, teilweise auch der internationalen Bürgerrechtsbewegungen der 1960er Jahre beteiligte und auch viele ihrer führenden Vertreter persönlich kannte, geht nicht nur aus Kultur- und Literaturgeschichten, sondern auch aus seinen eigenen Aufzeichnungen im Erinnerungsbuch hervor.

Sieht man von seinem bleibenden Beitrag zur kulturpolitischen Publizistik der 1960er Jahre, der Zeitschrift *Kursbuch*, ab, mit der es Enzensberger

---

3 Vgl. z.B. das Kapitel *Vom Schriftsteller-Engagement zur Kultur-Revolution: Literarisches Leben im Westen* im Bd. XII der de Boor-Newald'schen Literaturgeschichte: Barner, Wilfried (Hg.) (1994): *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München: C.H. Beck, S. 341–367.



und seinen Mitarbeitern gelang, das meinungsbildende Organ der Außerparlamentarischen Opposition zu schaffen, so begegnet man seinem Namen auch bei verschiedenen anderen Initiativen und Aktionen, die man mit der 68er-Bewegung in Verbindung bringt. Von den Ereignissen, die er im *Tumult* erwähnt, sollte insbesondere seine Teilnahme an der Initiative gegen die sogenannten Notstandsgesetze 1966 herausgestrichen werden, „eine[r] unglaubliche[n] Schweinerei, die wir nicht hinnehmen wollten“; dieses „wir“, fügt er hinzu, „das war eine außerparlamentarische Minderheit, die nicht bloß aus ein paar tausend Studenten, aus moskautreuen Altkommunisten und aus irgendwelchen Hippies bestand“, sie umfasste „auch noch einen liberalen Rest, vor allem aber einen mächtigen Flügel der Gewerkschaften, die sich zur Wehr setzten“. Bei seiner Rede vor „25 000 Leuten“ bei einer Kundgebung in Frankfurt am Main im Oktober 1966, bei der er die Bundesrepublik „als Bananenrepublik bezeichnete“, bemerkte er seine Fähigkeit, „die aufgebrachte Menge immer weiter aufzuputschen“ (98) und sich womöglich „in einen Demagogen zu verwandeln“; angewidert von der Manipulierbarkeit solcher öffentlichen Auftritte, die ihm auch bei anderen Vertretern der Bewegung auffielen, „ganz egal, ob [...] Argumente falsch oder richtig waren“, „schwor“ er sich, „nie wieder auf eine Tribüne zu treten“ (99).

Bei vielen Ereignissen wiederum, die er im *Tumult* als wichtig für die 68er-Revolution bezeichnet, fehlte er, so beim ersten öffentlichen Auftritt der Westberliner Aktionisten am 10. Dezember 1966 am Kurfürstendamm, auf den die Polizei mit einer Prügelorgie reagierte und damit dieser Strömung innerhalb der Protestbewegung dazu verhalf, die Aufmerksamkeit der Boulevardmedien auf sich zu ziehen: „Das Straßentheater von 1967 war“ damit – so Enzensberger – „eröffnet. [...] Ich war wieder einmal woanders.“ (100) Auch bei einer weiteren wichtigen Veranstaltung in West-Berlin, fügt er hinzu, sei er abwesend gewesen, beim Internationalen Vietnam-Kongress an der Technischen Universität, bei dem im Februar 1968 vor 3000 Zuhörern Rudi Dutschke, Gaston Salvatore, Peter Weiss und Erich Fried sprachen: „Ich war der schlechte Genosse, der es nie zum Mitglied gebracht hat, egal, ob es um den SDS, eine Wohngemeinschaft, eine Kommune, den Schriftstellerverband oder eine der zahlreichen kommunistischen Parteien ging. Auch auf den berühmten Photos von

Demonstrationen und Straßenschlachten bin ich nicht zu sehen. Lieber blieb ich in der Kulisse.“ (152)

Obwohl Enzensberger bei manchen markanten Ereignissen jener Zeit fehlte oder im Hintergrund blieb, kannte er die meisten ihrer zahlreichen Protagonisten, mit einigen war er auch eng verbunden. So wurde am 1. Januar 1967 gerade in seinem Berliner Haus – während er sich auf einer seiner Russlandreisen befand – die Kommune 1, gedacht als eine Art Gegenmodell zum bürgerlichen Familienkonzept, gegründet. Neben den bekannten deutschen Aktionisten wie Dieter Kunzelmann und Fritz Teufel waren daran auch Enzensbergers geschiedene Frau Dagrun und dessen jüngerer Bruder Ulrich aktiv beteiligt. Nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion im März 1967 versetzte Enzensberger aber dem Verbleib der Kommunarden in seinem Haus ein jähes Ende, indem er diese „Wirrköpfe“, die mehr mit *Max und Moritz* als mit Marx zu tun hatten, „unverzüglich rausgeschmissen“ (115) hat. Der Umstand jedoch, dass die Kommune 1 daraufhin in die ebenso leerstehende Wohnung Uwe Johnsons in Enzensbergers Nachbarschaft gezogen war, verschlechterte dessen ohnehin „fragile“ Beziehung zum Schriftstellerkollegen zusätzlich.

Doch Enzensberger war nicht nur mit den Aktionisten persönlich verbunden, die mit grotesken Auftritten wie dem sogenannten Pudding-Attentat auf den damaligen amerikanischen Vizepräsidenten Hubert Humphrey im April 1967 in den Fokus der Medien und der Öffentlichkeit gerieten. Sein „großes Arbeitszimmer“ stellte er oft auch „den Oberhäuptern der diversen Fraktionen“ zur Verfügung, um „über Gelder und taktische Allianzen zu verhandeln“ (153): Von Rudi Dutschke, Gaston Salvatore und den SDS-Leuten wie Bernd Rabehl, Christian Semler und Tilman Fichter bis zum schon genannten Dieter Kunzelmann oder auch dem SDS-Anwalt und späteren RAF-Mitglied Horst Mahler gingen verschiedene 68er-Prominenz bei Enzensberger ein und aus. Sein Haus stellte er ihnen „als Treffpunkt zur Verfügung, vermied es aber, [s]ich in die Fraktionskämpfe einzumischen“. Diese zweideutige Haltung, die er dabei an den Tag legte, könne er sich im Nachhinein allerdings nicht ganz erklären; es schien ihm wichtig, „sich [nicht] eine Gelegenheit entgehen zu lassen, die in der deutschen Gesellschaft ziemlich selten ist“, eine Gelegenheit, die – wie schon 1848 und 1919 – von einer Minderheit in Bewegung

gesetzt wurde, „um die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen. Auch wenn es, wie in diesem Fall, nur bei einem Abglanz früherer Kämpfe, einer Art Straßentheater blieb – besser als nichts war es allemal.“ (155)

Aber auch Enzensberger selbst sorgte damals für schrille Auftritte, insbesondere mit der erwähnten These vom ‚Tode der Literatur‘ im vielbeachteten Aufsatz *Gemeinplätze, die neueste Literatur betreffend*, der im *Kursbuch* im November 1968 erschienen ist. Die einen betrachteten sie als „angemaßt ausgestellte Sterbeurkunde der ‚bürgerlichen‘ Literatur“, den anderen schien sie eher „als wirkungsvollste antiliterarische Aktion innerhalb der Studentenbewegung“ oder aber „als Dokument linker Widersprüchlichkeit, ja Verwirrung um 1968“ (Barner 1994, 361). Später hat sich Enzensberger des Öfteren von einem wörtlichen Verständnis dieser These zu distanzieren versucht (vgl. Sammlung *Gedichte 1955–1970*, 1971).

Sein wohl bekanntester öffentlicher Eklat ereignete sich am Anfang des Jahres 1968, als sein Brief an den Präsidenten der Wesleyan University in den USA, mit dem er seine gut dotierte Gastprofessur aus Protest gegen den amerikanischen Imperialismus kündigte, in der *New York Times* veröffentlicht wurde (und dazu noch seine Freundschaft mit Uwe Johnson, der damals ebenso in den USA weilte, endgültig zum Fall brachte). Vom idyllischen Connecticut begab sich Enzensberger – und zwar zusammen mit Mascha, die ihn auf diesen Reisen begleitete – auf Kuba, wo er sich daraufhin – getragen vom Respekt für die autochthone Revolution auf der Karibikinsel – längere Zeit aufhielt. Und auch als er bald begriff, dass die „allerletzte linke Utopie“ (137) im Grunde eine brutale Diktatur war, blieb er dort, „um zu erfahren, was hinter der Fassade vorging“ (235). Durch seinen Umgang mit den kubanischen Dissidenten und aufgrund missgünstiger Aussagen über den *Máximo líder* wurde er schließlich dazu genötigt, sein „Zelt[...] in Habana abzubrechen“ (235).

Wenn von Enzensbergers internationalen Bekanntschaften aus der Reihe der 68er-Prominenz die Rede ist, so sollte in erster Linie seine Beziehung zu Herbert Marcuse genannt werden. Mit dem Guru der Studentenbewegung, den er schon in Berlin kennengelernt hatte, aber auch mit dem Germanisten Reinhard Lettau, die beide an der University of California in San Diego tätig waren und sich im Aufbegehren gegen den Vietnam-Krieg engagiert hatten, traf er sich 1968 in ihrem kalifornischen Domizil

und stritt mit ihnen, am Swimmingpool sitzend und einen Sundowner trinkend, „über den ‚Eindimensionalen Menschen‘, den der Philosoph einst erfunden hatte“ (146). Im gleichen Jahr zog es ihn auch nach San Francisco, wo er den Schriftstellerkollegen Lawrence Ferlinghetti besuchte und sich dabei auch an der nahe gelegenen Universität Berkley, einem der wichtigsten Zentren der amerikanischen 68er-Bewegung, aufhielt.

Aber Enzensbergers Kontakte zu den herausragenden Persönlichkeiten der Bürgerrechtsbewegungen der 1960er Jahre beschränkten sich nicht nur auf den Westen; eng war er auch mit verschiedenen Vertretern des ‚Prager Frühlings‘ verbunden, so etwa mit seinem „Freund und Übersetzer Josef Hiršal“ (191), dem „unbezähmbaren Erzähler[...]“ (219) Bohumil Hrabal oder dem Künstler Jiří Kolář, mit dem ihn eine besonders enge Beziehung verband. „Während auf dem Wenzelsplatz eine siedende, wenn auch gewaltlose Unruhe herrschte“, hat ihn weitaus mehr der „lautlose[...] Tumult“ der Kunstwerke seines Freundes Kolář fasziniert, „der die ganze Geschichte nahm, ihre Größe und ihre Nichtigkeit, sie Jahr um Jahr auftrennte, zerstückelte, zerriß, zerschnitt und kommentarlos aneinanderklebte und neu zusammensetzte“ (220).

Unter Enzensbergers Berliner Bekannten befand sich auch Ulrike Meinhof, „eine berühmte und angriffslustige Journalistin“, die „sich in die absurde Gewaltdiskussion ein[mischte], die damals die Gemüter bewegte“, und ihm sofort „abwegig“ (228) vorkam. Merkwürdigerweise gerade in seinem Berliner Haus erschienen im Mai 1970 „Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin, Andreas Baader und noch ein vierter“, direkt aus Dahlem kommend, wo sie Baader aus dem Gefängnis befreit und dabei einen Bibliothekar schwer verletzt hatten. Sie wollten bei ihm unterkommen, doch Enzensberger konnte sie unter Hinweis auf einen Agenten der Politischen Polizei, der ständig vor seinem Haus war, loswerden. „Aus dieser Episode“ schließt Enzensberger, dass „die RAF aus Versehen entstanden ist“: „Das einzige Ziel ihrer ersten bewaffneten Aktion bestand darin, einem Komplizen zwei Jahre Gefängnis zu ersparen“, keine politischen Überlegungen, keine Strategie für das weitere Vorgehen, ein Umstand, der sie „in eine ausweglose Lage gebracht“ hat, „ideologische Gründe für ihr Vorgehen“ sollen sie völlig erfunden und „ihre Karriere mit Isolation und Realitätsverlust“ (229) bezahlt haben. Auch bei einer späteren Gelegenheit kam

Enzensberger mit Meinhof in Kontakt: Von ihr wurde er nämlich in eine konspirative RAF-Wohnung in Hamburg eingeladen, wo sie ihm „die Tagesbefehle ihrer kleinen Gruppe mitzuteilen“ suchte. Als er jedoch diesen Plan als eine „Phantasie“ abschlug, wurde er „einstimmig zum Feigling erklärt“, weil er – wie das Enzensberger retrospektiv kommentiert – keine Lust hatte, sich „an ihren Mutproben zu beteiligen“ (230).

Aber die Unfähigkeit zur vernünftigen Überlegung, die sich in den irren ideologischen Rechtfertigungen von terroristischen Aktionen der Baader-Meinhof Gruppe kundtat, kennzeichnete auch das Gedanken- gut vieler politischer Aktivisten in der Zeit nach dem Ausklang der 68er-Bewegung. Die ideologische Verblendung vieler Zeitgenossen, die nicht nur an der Aufwärmung dogmatisch-stalinistischer Ideen, sondern auch an einer extremen Splitterpartei-Politik zum Vorschein kam, beobachtete Enzensberger von Anfang an mit bitterer Ironie: „Heute, am dritten Adventstag 1969, [...] die Frankfurter Marxisten-Leninisten haben sich in ML-1, ML-2 und ML-3 aufgespalten. [...] Die Befreiung der Menschheit macht große Fortschritte: Pornographie und Mao, alles auf eine Wand geklebt. Niemand weiß mehr, was wahr und was gelogen ist, es geht durcheinander wie ein Haschbild.“ (231f.) Sogar seine erste Frau Dagrún, „die sanfteste aller Frauen, hatte sich einer marxistisch-leninistischen Partei verschrieben“, was im „ländlichen Norwegen noch exotischer als in Berlin“ (232) wirke. Dieses „zarte Geschöpf“ habe damals allen Ernstes behauptet, „die Moskauer Prozesse seien ein Muster der Volksjustiz gewesen“, Trotzki, „diesem Verräter sei ganz recht geschehen“, „nur die bürgerliche Propaganda“ habe „den Kameraden Stalin“ (233) verleumdet.

Zu den merkwürdigsten Folgen der Bewegung, die sich eine umfassende Emanzipierung des Menschen auf ihre Fahnen schrieb, zählt Enzensberger mit Recht gerade eine erstaunliche Dogmatisierung des politischen Diskurses, die sich bei einem großen Teil ihrer ehemaligen Anhänger beobachten ließ. Doch im Ganzen – so das Fazit des Autors – fällt die Bilanz des 68er-Tumults durchaus positiv aus, insbesondere deswegen, da mit ihm in Deutschland eine „Zeit der Normalisierung angebrochen“ war. „[...] zu meiner Überraschung“, stellt Enzensberger im Rückblick fest, „zeigte sich, daß unser wüstes Land ganz allmählich, fast hinter unserem Rücken, immer bewohnbarer wurde. Niemand schlug mehr die Hacken

zusammen, niemand machte einen Diener, Autofahrer fingen an, Fußgänger an der Kreuzung passieren zu lassen, Polizisten warfen ihre Tschakos ab, Busschaffner warteten auf alte Damen, statt ihnen vor der Nase wegzufahren. [...] Man konnte den Eindruck haben, als wäre die Republik auf dem Weg zur Zivilisation.“ (243)

## Literatur

Enzensberger, Hans Magnus (2014): *Tumult*. Berlin: Suhrkamp.

Enzensberger, Hans Magnus (1988): *Der Menschenfreund*. Berlin: Volk und Welt.

Enzensberger, Hans Magnus (1990): *Diderot und das dunkle Ei. Ein Interview*. Berlin: Friedenaupresse.

Enzensberger, Hans Magnus (1996): *Voltaire's Neffe. Eine Fälschung in Diderots Manier*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Barner, Wilfried (Hg.) (1994): *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München: C.H. Beck, S. 341–367.